



1925-06-14

Auf der Jagd nach Präsident Wilson

Michaelis Karin

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250614&seite=31&zoom=33> ;

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250620&seite=12&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Karin, Michaelis, "Auf der Jagd nach Präsident Wilson" (1925). *Essays*. 689.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/689

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Auf der Jagd nach Präsident Wilson.

Von Karin Michaelis.

Im Jahre des Herrn 1912 im Monat Dezember beschloß ich, den Präsidenten von Amerika aufzusuchen. Der Zweck meines Vorhabens war völlig privater Natur und recht ungewöhnlich.

Der Ausgangspunkt der Reise war Wien. Dort suchte ich bei dem damaligen amerikanischen Gesandten Mr. K., einem sehr aimablen Herrn, mir den unerläßlich nötigen Einführungsbrief zu verschaffen. Mr. K. fürchtete offenbar, seinen Einfluß zu mißbrauchen, oder er besaß keinen. Jedenfalls schob er die Verantwortung von sich und auf einen früheren amerikanischen Gesandten in Frankreich, der ein intimer Freund des Präsidenten *Taft*, Wilsons unmittelbaren Vorgängers, war. Dieser Herr – ich entsinne mich seines Namens nicht mehr – würde zufällig, wie Mr. K. wußte, mit demselben Bremer Dampfer reisen wie ich. Ein Einführungsbrief von ihm mußte mir sicher augenblicklich Zutritt bei Mr. Taft verschaffen, der ja – war auch Wilson zum Präsidenten erwählt – bis zur Inauguration im März seines Amtes walten würde. Mir konnte es völlig gleichgültig sein, ob der Präsident *Wilson*, *Johnson* oder sonstwie hieß, für mich galt es nur, mit *Amerikas* Präsidenten zu sprechen.

Obschon nicht unerfahren, war ich doch so naiv, zu glauben, eine Unterredung mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten könne wohl nicht schwieriger zu erlangen sein als eine solche mit einem richtigen König. Ja, meine Naivität ging so weit, daß ich mir eine erhabeneren Vorstellung von einem König mit einer Krone machte als von den Herren, die nur auf vier Jahre eine Freiwohnung im Weißen Hause bekamen und sich noch dazu diese Freiwohnung durch harte Kämpfe erkaufen mußten.

Guten Mutes ging ich an Bord des schönen Lloyd dampfers „Kronprinzessin Cäcilie“ und ordnete so fürsorglich meine Blumen in der Luxuskabine, die die Linie mir zur Verfügung gestellt, als erwartete ich, daß der Herr Präsident selbst mir entgegenreisen und mir einen formellen Besuch in meinem vorläufigen Machtbereich abstatten würde.

Die sehr internationale Gesellschaft der ersten Kajüte saß an kleinen runden Tischen, sechs bis sieben Personen. Des Kapitäns Tisch war etwas größer, ich erhielt den Platz an seiner Seite. In Frankreich nahmen wir Passagiere an Bord. Ich war sehr neugierig [sic] [neugierig], ob es mir gelingen würde, jenen Herrn herauszufinden, dem meine Einführung galt. Um so freudiger war meine Ueberraschung [sic] [Überraschung], als er am selben Abend seinen Platz an dem gleichen Tisch an meiner Seite einnahm.

Nun ereignete sich das Peinliche. Immer ist es mir schwer gefallen, Fremde um Gefälligkeiten zu bitten. Die wenigen Male, da es unumgänglich nötig schien, bin ich, um die Schwierigkeit rasch zu überwinden, mit meinem Ansuchen herausgeplatzt. Meiner Art hätte es also am besten entsprochen, gleich nach der Vorstellung durch den Kapitän dem Herrn zu sagen: „Herr Gesandter, hier ist ein Brief, und in dem steht, daß Sie mir eine Unterredung mit dem Präsidenten verschaffen sollen. Wollen Sie das?“ Aber dieses Verfahren erschien mir ein wenig linkisch und ungestüm.

Deshalb beschloß ich, ihn erst näher kennen zu lernen und einen günstigen Augenblick abzuwarten, um seine Hilfe zu erbitten.

Das hätte ich nicht tun sollen. Denn nun lastete der Gedanke an mein Vorhaben wie ein Mühlstein auf mir. Es war mir platterdings unmöglich, eine Unterhaltung mit dem übrigen

hochinteressanten, prächtigen Mann einzuleiten. Gleich einem verlegenen Schulmädchen ließ ich alle seine Worte und unterhaltenden Erzählungen an mir abgleiten. Der „günstige Augenblick“ stand zwischen uns mit dem ganzen Grauen, der ganzen Angst, die man vor einem Geständnis empfindet. Fragte er in der einen Himmelsrichtung, antwortete ich unweigerlich in der entgegengesetzten.

Das Schiff fuhr mit Volldampf. Wir näherten uns Newyork. Der Mühlstein lastete stärker und stärker. Ich hätte es vorgezogen, in die See zu springen, als die entscheidenden Worte auszusprechen. Der Brief lag in der kleinen Tasche, welche ich immer bei mir trug. Der Brief brannte darin wie Feuer.

Endlich, am letzten Abend – nach einer aufreibenden Szene mit mir selbst, in der ich mich Feigling und dergleichen schalt – überwand ich mich dahin, den Brief abzuliefern. Der alte Herr machte verwunderte Augen. Er schien erstaunt darüber, daß ich ihm nicht früher Mitteilung gemacht hatte. Wir besprachen die Sache nun und er gab mir gute Ratschläge: Wenn es ihm glücken würde, an einem der ersten Tage mit Mr. Taft in Verbindung zu kommen, so wollte er eine Begegnung zwischen mir und dem abgehenden Präsidenten bewerkstelligen. Wenn nicht, schlug er mir vor, lieber den neuernannten Mr. *Wilson* aufzusuchen, der sich noch als Privatmann in Newjersey aufhielt.

Eine Woche später erhielt ich einen Brief vom Gesandten. Er habe, schrieb er mir, nunmehr die Angelegenheit überdacht und meine: Wiewohl eine Zusammenkunft mit Mr. Taft leicht arrangiert werden könne, wäre es für mich vorteilhafter, meinen Wunsch *Wilson* zu unterbreiten, da er ja der Mann der Zukunft sei und eine von Mr. Taft begonnene Sache, wenn sie möglicherweise nicht Mr. *Wilson*s Beifall fände, von vornherein als mißglückt angesehen schließe meine Einführung durch ihn bei *Wilson* aus.

Da stand ich nun.

Wer kannte Mr. *Wilson*? Wer von meinen Bekannten? Ich konnte ja nicht gut eine Anzeige folgenden Inhalts einrücken lassen: Gesucht wird ein Freund des Präsidenten *Wilson*. . . .

Der Zufall kam mir in Gestalt meiner Freundin, der Frau des berühmten Malers William Merritt Chase zuhilfe. Als Pansy Chase den Grund meiner Winterreise über den Atlantic erfuhr, durchstöberte sie ihre Erinnerung [sic] [Erinnerung] nach allen Richtungen so lange, bis sie ihn, den Vermittler gefunden hatte. Besonders hochstehend in sozialer Hinsicht war er nicht, aber ein braver Bierbrauer und Restaurateur, Selfmademan und wohlhabend. Er kannte Professor *Wilson* ausnehmend gut, sie waren beinahe Freunde. Und er vergötterte Mrs. Chase. Er würde für sie auf einem Zwirnfaden über den Niagara schreiten.

Um 12 Uhr nachts schrieb Mrs. Chase den Brief, in dem sie mich für nächsten Morgen, 9 Uhr, beim Herrn Bierbrauer-Restaurateur anmeldete. Der Bierbrauer war nicht vor 12 Uhr zu treffen. Um zwölf war ich wieder da und wartete bis drei. Endlich wurde ich zu einem sehr brüskten Herrn geführt, der deutlich seine Meinung durchblicken ließ, es sei auf seine Geldbörse abgesehen und mich offenbar im vorhinein wissen lassen wollte, daß er nicht in der Lage sei usw.

Es war notwendig, ihm erst einen kleinen Kursus in der für viele so schweren Kunst, der Lebensart, zu erteilen. Doch er war gelehrig. Nämlich von dem Augenblick, da er Mrs. Chases Brief gelesen hatte. Leider erwies sich mein Weg und mein Warten als vergeblich. Seine Freundschaft mit dem Präsidenten *Wilson* war nicht so groß wie mit dem Professor *Wilson*. Er konnte mir die gewünschte Unterredung nicht verschaffen. Der Gedanke beunruhigte ihn jedoch ersichtlich, daß ich Pansy Chase

gegenüber seinen Mangel an *Savoir vivre* ausplaudern könnte, und er strengte sich rechtschaffen an, den Mann ausfindig zu machen, der den Mut aufbrächte, mich bei dem höchsten Herrn des Landes einzuführen. Er hatte einen Einfall: In den Klub, dessen Leiter er war, kam oft eine Dame, die – so erriet ich bald – zurzeit damit beschäftigt war, die jungen Damen Wilson in die Formen und Förmlichkeiten des höheren Gesellschaftslebens einzuweißen. Ja, eine von des Präsidenten Töchtern wohnte sogar bei ihr.

Dies klang schon tröstlicher. Ich erfuhr den Namen der Dame und verschaffte mir eine Einladung zu einem Zusammentreffen ein paar Tage später im Klub. Das Ziel schien mir bedeutend näher gerückt. Doch kann ich nicht behaupten, daß dieser Bittgang um eine Unterredung mich sehr belustigt hätte. Ich war es gewohnt, daß die Menschen mich suchten, ja, daß etliche es für ein kleines Erlebnis ansahen, mich kennen zu lernen. Plötzlich fühlte ich mich in ein demütigendes Aschenputteldasein hinabgedrückt. Aber es galt etwas für mich Wichtiges. Jedes Hindernis mußte überwunden werden. *Mußte*.

Niemals vergesse ich jenen strahlenden Januarvormittag im Newyorker Künstlerklub, da ich zwischen den Werken mir bekannter und lieber Maler die märchenhaft schöne Erscheinung traf, die nur zu berückend erschien, um Wirklichkeit zu sein.

Ich hatte die Empfindung, als habe ich sie aus meiner Kinderzeit gekannt, aus meinen ersten Träumen von Feen und Engeln. Mich sollte es gar nicht wundern, wenn sich irgendwo auf Erden ein überfüllter Sonderfriedhof fände mit den irdischen Ueberresten [sic] [Überresten] der Männer, die um ihretwillen Selbstmord begangen hatten. Nicht vor- und nicht nachher habe ich eine so schöne Frau gesehen, so wunderschön vom Scheitel bis zur Sohle. Ihre Liebenswürdigkeit war mehr als bestrickend. Sie war bereit, alles für mich zu tun. *Alles*. Und mehr noch! Viel mehr.

Ihre liebevoll ausgestreckten Hände waren ebenso überzeugend wie ihre Versicherungen, daß sie danach gedürstet habe, mich kennen zu lernen, daß wir Freunde werden müßten für das ganze Leben, daß . . .

Ich setzte ihr die Umstände auseinander. Sie verstand mich im Nu, wie nur Frauen einander verstehen. Selbstverständlich wollte sie mir eine Unterredung mit Mr. Wilson verschaffen. Selbstverständlich. Nur könne es einige Tage währen, da er ja überaus in Anspruch genommen sei. Aber etwas wolle sie inzwischen gleich für mich tun: mich mit *Miß* Wilson zusammenbringen, die zur Zeit ihr Gast war. Sie wolle sich erkundigen, wann es Miß Wilson passe, die nämlich auch – erfüllt von der Frauenwahlrechtsfrage – vielerlei vorhabe. Wäre ich erst mit Miß Wilson zusammengetroffen – und daß wir uns miteinander anfreunden würden, schien für allen Zweifel erhaben – dann könne diese im Handumdrehen eine Zusammenkunft zwischen mir und ihrem Vater zustandebringen.

Die schöne Frau zeigte so viel Teilnahme für mein Herzensanliegen, daß sie mich umarmte und küßte und flüsterte: „Ich will für sie ebensoviel tun, als wenn es sich um meinen eigenen Mann handeln würde.“ Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich nahe daran war, meine Perlenkette abzunehmen und sie als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit ihr um den Hals zu hängen. Aber mir blieb keine Zeit, mein Vorhaben auszuführen, denn ein paar Herren – anscheinend bestellt – kamen und ließen sich vorstellen. Die Schöne weihte sie als Freunde ein und nahm sie zu Zeugen, daß sie für mich tätig sein wolle, wie sie für ihren eigenen Mann tätig gewesen wäre.

Ich ging nach Hause und verlegte mich aufs Warten. Sie hatte versprochen, am nächsten Morgen zu telefonieren. Eine Woche verging. Sie mußte meine Telephonnummer vergessen haben. Ich

schrieb an sie. Ein paar Tage später erhielt ich eine Einladung zum Tee: Miß Wilson freue sich sehr, mich kennen zu lernen.

Jener Nachmittag im Hause der entzückenden Dame verlief genau so bezaubernd, wie ich es erwartet hatte. Meine Wirtin hielt mich mit ihrer versteckt-pikanten Art der Unterhaltung unaufhörlich in Atem. Leider – dies wurde mir *en passant* erzählt – war Miß Wilson plötzlich zu einer wichtigen Versammlung abberufen worden. Sie hoffe aber dennoch, mich an einem der nächsten Tage zu sehen.

Ich fühlte mich so wohl in dem kleinen, mit auserlesenem Geschmack eingerichteten Heim, daß ich – unbegreiflich, aber wahr – die Ursache meines Besuches rein vergaß. Und als eine Stunde später ein niedliches, junges [sic] [junges] Mädchen in Hut und Mantel hereingestürmt kam, in blitzartiger Eile vorgestellt wurde und sich wegen irgendeines Versäumnisses entschuldigte, um sich nach fünf Minuten unter vielen höflichen Redensarten wieder zu entfernen, war ich nur froh darüber, daß die Unterbrechung nicht länger währte.

Die junge Dame war des neuen Präsidenten Tochter!

Ich hatte wie gewöhnlich weder den Namen noch die Physiognomie gemerkt. Meine neue Freundin versicherte mir, daß sie Tag und Nacht darüber nachsinne, wie sie mich mit Mr. Wilson bekannt machen könne, aber daß der arme Mann keinen Augenblick zu seiner Verfügung habe. Er habe auch geradezu Angst davor, Besuche zu empfangen, da sein Rechtsinn ihm verbiete, Versprechungen in irgendeiner Richtung *vor* seiner Inauguration zu machen. Aber wenn nicht vorher, würde ich die gewünschte Unterredung mit ihm unbedingt an einem der allerersten Tage nach dem Einzug ins „Weiße Haus“ erlangen. Natürlich war die Schöne als Gast der Familie Wilson zu Inauguration eingeladen und sollte in demselben Hotel wohnen. Sie riet mir nun, nach Washington zu fahren, um den Festlichkeiten beizuwohnen, um gleich, wenn sich die Gelegenheit ergebe, bei der Hand zu sein. In diesen dem großen Ereignis vorhergehenden Tagen sollte ich sie oft besuchen, „um Miß Wilson richtig kennen zu lernen, damit auch sie – doppelt genährt hält besser – den Präsidenten günstig für mein Vorhaben stimmen könne“!

Wahrlich, ich war in guten Händen! Ein glücklicher Stern hatte sie mir in den Weg geführt. Und ruhig – nein, in fiebrhafter Unruhe wartete ich auf die Inauguration und auf die vielen Einladungen der Schönen. Sie kamen nicht.

Dafür las ich an einem jener Tage in den Blättern, daß Mrs. N. N. – jene Dame, der meine schwärmerische Bewunderung geglolten – den Prozeß gegen ihren Mann gewonnen und die Scheidung wegen „*moral cruelty*“ seinerseits durchgesetzt hatte. Ich sah ein, daß ich in Zukunft besser daran täte, minder vertrauensselig zu sein. . . .

In *Washington*, einer der herrlichsten Städte der Welt, wurde ich in den Gesellschaftswirbel gerissen. Man macht sich im Auslande kaum einen Begriff davon, unter welchem Hochdruck ein neuer Präsidentenwechsel vor sich geht. Ich verbrachte einen Abend in einer Gesellschaft, in der sich des Präsidenten Taft Tochter befand. Ein natürliches, junges Mädchen unter anderen natürlichen, jungen Mädchen. Aber es ward fühlbar, ganz deutlich fühlbar, daß sie schon jetzt gesellschaftlich nur noch als Tochter „des *abgehenden* Präsidenten“ galt.

Die Zeit verlief angenehm, doch ich verlor nicht das Ziel aus den Augen. Es fiel mir ein, daß der Weg vielleicht über das „Kapitol“ führe. Dort hielten sich ja die Herren Senatoren auf. Ich hatte eine

Einführung zu einem derselben, einem Mr. *Johnson*. Also bestieg ich die Marmortreppen des Kapitols, um meinen Senator zu finden. Er war nicht da, aber ich bekam seine Privatadresse, schrieb ihm einen Brief und erhielt die Expreßantwort, daß er sich freue, mich in seinem eigenen Heim am folgenden Morgen – halb acht Uhr – zu empfangen!

Niemand war auf. Alles befand sich in nächtlicher Unberührtheit. Der Staub ruhte sanft. Die Fensterladen waren geschlossen. Das recht schläfrige Stubenmädchen erklärte, daß Mr. *Johnson* noch nicht aufgestanden sei, aber bald kommen werde. Ich wartete. Schwere Tritte erklangen auf der Treppe. Herab kam ein Herr in Pyjama und Schlafrock. Galant und voll Höflichkeit bot er mir guten Morgen und entschuldigte sich wegen dieses frühen Stelldicheins, „aber seine Zeit sei von politischen Reisen so stark in Anspruch genommen, daß er sozusagen auch mit der nächtlichen Hälfte des Tages rechnen müsse. Ob ich mich nicht lieber in diesen Stuhl da setzen wolle, der sei weicher und bequemer. . . .“

Er bat mich, ihm die Sache genau auseinanderzusetzen, damit er einen klaren Ueberblick [sic] [Überblick] gewinnen könne. Dies tat ich. Er stellte Fragen, ich antwortete. Darauf erhebt sich Mr. *Johnson* zu seiner vollen Schlafrockhöhe und sagt: „Es tut mir leid, doch ich sehe jetzt, daß leider ein Mißverständnis vorliegt. *Der* Mr. *Johnson*, den Sie suchen, ist in Ohio. Er ist zur Zeit krank, und gebraucht eine Kur in Europa, aber im Verlauf von ein paar Monaten ist er hoffentlich wieder hergestellt und wird an den Kongreßverhandlungen teilnehmen können. . . .“

Worauf wir Abschied von einander nahmen – ich glaube fast, für ewig.

Da es immer deutlicher den Anschein gewann, als wäre es überaus schwierig, zu einer Unterredung mit dem Herrn Präsidenten zu gelangen, beschloß ich, es mit Frauenpolitik zu versuchen. Mrs. *Wodrow Wilson* war, wie ich vernahm, von tiefem Interesse für Kunst und Literatur erfüllt. Ich schrieb in meinem besten, das heißt sehr mäßigen Englisch einen Brief an die Dame und bat um eine Unterredung. Die Antwort kam von der Hand eines weiblichen Sekretärs. Mrs. *Wilson* bedauere, aber ihre Zeit sei allzusehr in Anspruch genommen.

Ganz Washington befand sich um diese Zeit in größter Aufregung. Die Frau des neuen Präsidenten hatte in einem Interview erklärt, daß sie es „einer Amerikanerin für unwürdig“ erachte, mehr als höchstens tausend Dollar jährlich für Kleidung auszugeben.

Wie viele von Washingtons Bürgerinnen hatten nicht mehr als diese Summe gelegentlich der Inauguration geopfert. Natürlich, wenn die erste Dame des Landes dies Tausenddollarbudget nicht nur selbst nicht überschritt, sondern jede verachtete, die es tat, mußten ganz einfach alle, ins solange Mrs. *Wilson* „Mrs. Präsident“ war, sich diesem Gesetz unterwerfen.

Jenes dem Menschen angeborene Anpassungsvermögen bewirkte, daß die Umwandlung der Anschauungen mit der Geschwindigkeit von sieben Meilen in der Sekunde vor sich ging. Ganz Washington war alsbald der Meinung der Mrs. *Wilson*, daß tausend Dollar genau das Maximum dessen bedeute, was man für Kleidung benötige. Und über Nacht galt für die Kleidung der Wahlspruch: Einfachheit.

In Washington hatte ich die Bekanntschaft einer eigentümlichen Persönlichkeit gemacht, einer älteren unverheirateten, höchst kultivierten Dame, Miß *de G.*, die in der internationalen Kunst so bewandert war wie ein Kunsthistoriker. Sie hatte die Welt nach allen Richtungen durchreist, war Sammlerin, und ihr Haus glich vom Keller bis zum Dach halb einem Museum, halb einem Treibhaus. Miß

de G. war eine Art Original. An ihr Aeußeres verschwendete sie keinen Gedanken. Keine Fabrikarbeiterin in Newyork würde sich mit den Kleidern begnügen, in denen Miß de G. Europas und Asiens gekrönte Häupter besucht hatte. Das prächtigste Stück ihrer Garderobe war ein weißes oder naturfarbenes Kleid von Rohseide, nach der Mode von vor vierzig Jahren genäht, mit vielen Brustfalten, Tailleneinschnitt und eingekraustem Rock. Trotz dieser Schrullen erfreut sie sich eines außerordentlichen Ansehens. Es galt als Auszeichnung, bei ihr eingeführt zu werden. Miß de G. hatte so großen Gefallen an meinen Büchern gefunden, daß sie diese Liebe für meine Werke auf mich, die Verfasserin, übertrug. Ich besuchte sie oft, und jeder Besuch brachte mir außerordentlichen Genuß. Sie sammelte Bilder, Buddhastatuen, alte Möbel, Musikinstrumente wilder Volkstämme und vor allem Gegenstände aus Messing. Sie hegte für dieses Metall solche Vorliebe, daß sich keinerlei Silberzeug in ihrem Hause vorfand. Alle Eßgeräte von den Löffeln, Messern und Gabeln bis zu den Tellern und Schüsseln waren aus blitzendem Messing. Wenn ich zu ihr kam, war sie zumeist allein, da ihre Mädchen Erlaubnis bekamen, jeden Nachmittag, wenn die Sonne am Himmel stand, spazieren zu gehen: „Die jungen Kinder“, sagte sie, „haben ja alle die Sonne nötig, die der liebe Gott nur auf sie scheinen lassen will, es bleibt doch noch genug für mich alten Menschen übrig!“

Eines Tages traf ich bei ihr ein junges Mädchen, das mir als Miß Margaret vorgestellt wurde. Das junge Mädchen reichte mir lächelnd die Hand: „Wir kennen einander ja!“ Ich kannte sie zwar nicht, ließ es aber höflicherweise nicht merken. Die Dienstboten waren ausgegangen, und zusammen mit der Wirtin begaben wir uns in die Küche hinunter und machten den Tee. Es erwies sich, daß die junge Dame mit den Hausgepflogenheiten völlig vertraut war. Miß Margaret, deren Wagen vor dem Hause hielt, brachte mich nach einem vergnügt verbrachten Nachmittag heim.

Aber ich hielt mich ja in Washington nicht allein des Vergnügens halber auf. Blieb mein Ziel, den Präsidenten zu sprechen, unerreichbar, so mußte ich nach Newyork zurück. Die Abreise wurde bestimmt. Zwei Tage vorher fand ein Wohltätigkeitskonzert in einem der vornehmsten Häuser Washingtons statt. Man mag sich einen Begriff von den Verhältnissen machen, wenn man vernimmt, daß dort zu einer Festlichkeit für eine Debütantin, einem jungen Mädchen, das in die Gesellschaft eingeführt wurde, nicht weniger als *siebenhundert* Gäste eingeladen worden waren.

Ich hatte zwei Billetts zum Konzert und gab das eine Miß de G. Diese vortreffliche Dame besaß weder Auto noch Wagen und ging immer zu Fuß. Also spazierten wir im Sonnenschein unter blauem Himmel die ziemlich weite Strecke durch die Stadt. Unterwegs machte ich meinem Herzen Luft und erzählte, warum ich meine Tage in dieser entzückenden Stadt nicht richtig genießen könne. Miß de G. blieb stehen: „Aber warum in aller Welt, haben Sie das nicht früher gesagt? Das könnte ja längst geordnet sein . . .“

Doch ich war zu sehr herabgestimmt, um zu erklären, daß ich diese Redensart zu oft gehört habe, um noch daran zu glauben.

Beim Konzert nahmen wir ganz hinten im Saale Platz. Die Leute murmelten, daß der Präsident mit seiner Familie in der ersten Reihe sitze. Der Gedanke brachte mich über die Maßen auf. Natürlich, hätte ich den ganzen Winter in Washington zubringen können, würde ich bestimmt Mister Wilson getroffen haben, da mein Verkehr sich damals (mein Mann bekleidete den Posten eines Geschäftsträgers in amerikanischen Diensten) so gut wie ausschließlich in diplomatischen Kreisen bewegte. Aber ich hatte keine Zeit mehr. Ich war über den Atlantischen Ozean gereist, um eine Viertelstunde mit Amerikas Präsidenten zu sprechen, und diese Viertelstunde hatte ich mir nicht

verschaffen können. Der sicher liebliche Gesang klang meinen gereizten Ohren wie Hahnengekrähe, wenn man einschlafen will. Die Violine wie nächtliche Katzenmusik auf den Dächern. Miß de G. streichelte mitfühlend meine Hand. Nach dem Konzert wurden drüben im Wintergarten Erfrischungen serviert. Die Kellner reichten eisgekühlte Getränke. Plötzlich stellte Miß de G. das Glas auf den Tisch, faßte mich am Arm und zog mich irgendwohin. Ich glaubte, sie sei krank geworden. Ebenso plötzlich ließ sie mich wieder los, um in die Arme einer Dame von mittleren Jahren zu fallen, die lebhaft Zeichen des Entzückens über diese Begegnung zu erkennen gab. Neben dieser Dame erblickte ich Miß Margaret. Meine alte Freundin wandte sich zu mir und stellte mich – Mrs. Wilson vor! Also Miß Margaret war des Präsidenten Tochter, jene junge Dame, die ich wirklich in Newyork getroffen, ehe ich ihr bei Miß de G. begegnet war.

Aus einer Bewegung derselben und einem aufmunternden Lächeln erkannte ich ihre liebevolle Absicht, daß ich im nächsten Augenblick das Ziel meiner Wünsche, vor dem Herrn des „Weißen Hauses“ zu stehen, erreichen solle.

Was in mir vorging, weiß ich kaum. Nur eines weiß ich, daß ich lieber ein Paket Nähadeln verschluckt hätte, als so dazustehen und gleichgültige Worte mit dem Herrn zu wechseln, hinter dem ich die letzten drei Monate einhergeirrt war.

Ich flüchtete geradezu nach dem Ausgang hin.

Dort wartete ich auf Miß de G., die endlich kam, höchst erstaunt über meine Aufführung. Auf dem Rückwege erzählte sie mir, sie stehe seit Jahren der Familie Wilson so nahe, daß die Tochter sie als eine Art Verwandte betrachte und daß Mrs. Wilson mehrmals versucht habe, sie zu überreden, ihr eigenes Heim abzusperrern und ihre Wohnung im „Weißen Hause“ aufzuschlagen, solange Mr. Wilson Präsident war.

Miß de G. wollte im Laufe der allernächsten Tage eine Zusammenkunft ins Werk setzen, die einleitenden Schritte hatte sie schon getan.

Aber *meine* Jagd auf Wilson war beendet.

Am nächsten Tage ging ich auf das Kapitol und bat um eine Unterredung mit einem der anderen mächtigen Herren. Im Laufe einer halben Stunde hatte ich erreicht, was ich wünschte.

Nicht allein das Weltmeer liegt zwischen jener Zeit und heute. Es sind seitdem dreizehn Jahre vergangen. Aber noch kann es geschehen, daß ich in Schweiß gebadet aus einem Traum erwache, in dem ich den Weltraum nach dem Präsidenten durchstürme. Und jedesmal, wenn ich nach einem solchen Traum erwache, atme ich befreit auf. Dies weiß ich – sollten er und ich einstmals in den Himmel kommen (denn es ist ja undenkbar, daß ein Präsident an dem anderen heißen Ort landet), soll er die ganze Ewigkeit und Unendlichkeit durchlaufen, bevor er mich zu sprechen bekommt.

Thurö bei Svendborg, Dänemark.

Auf der Jagd nach Präsident Wilson.

Von Karin Michaelis.

Im Jahre des Herrn 1912 im Monat Dezember beschloß ich, den Präsidenten von Amerika aufzusuchen. Der Zweck meines Vorhabens war völlig privater Natur und recht ungewöhnlich.

Der Ausgangspunkt der Reise war Wien. Dort suchte ich bei dem damaligen amerikanischen Gesandten Mr. K., einem sehr aimablen Herrn, mir den unerläßlich nötigen Einführungsbrief zu verschaffen. Mr. K. fürchtete offenbar, seinen Einfluß zu mißbrauchen, oder er besaß keinen. Jedenfalls schob er die Verantwortung von sich und auf einen früheren amerikanischen Gesandten in Frankreich, der ein intimer Freund des Präsidenten Taft, Wilsons unmittelbaren Vorgängers, war. Dieser Herr — ich entsinne mich seines Namens nicht mehr — würde zufällig, wie Mr. K. wußte, in demselben Bremer Dampfer reisen wie ich. Ein Einführungsbrief von ihm mußte mir sicher augenblicklich Zutritt bei Mr. Taft verschaffen, der ja — war auch Wilson zum Präsidenten erwählt — bis zur Inauguration im März seines Amtes walten würde. Mir konnte es völlig gleichgültig sein, ob der Präsident Wilson, Johnson oder sonstwie hieß, für mich galt es nur, mit Amerikas Präsidenten zu sprechen.

Obgleich nicht unerfahren, war ich doch so naiv, zu glauben, eine Unterredung mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten könne wohl nicht schwieriger zu erlangen sein als eine solche mit einem richtigen König. Ja, meine Naivität ging so weit, daß ich mir eine erhabeneren Vorstellung von einem König mit einer Krone machte als von den Herren, die nur auf vier Jahre eine Freiwohnung im Weißen Hause bekamen und sich noch dazu diese Freiwohnung durch harte Kämpfe erkauften mußten.

Guten Mutes ging ich an Bord des schönen Lloyd-Dampfers „Kronprinzessin Cécilie“ und ordnete so fürsorglich meine Blumen in der Luruskabine, die die Linie mit zur Verfügung gestellt, als erwartete ich, daß der Herr Präsident selbst mir entgegenreisen und mir einen formellen Besuch in meinem vorläufigen Machtbereich abstatten würde.

Die sehr internationale Gesellschaft der ersten Kajüte saß an kleinen runden Tischen, sechs bis sieben Personen. Des Kapitäns Tisch war etwas größer, ich erhielt den Platz an seiner Seite. In Frankreich nahmen wir Passagiere an Bord. Ich war sehr neugierig, ob es mir gelingen würde, jenen Herrn herauszufinden, dem meine Einführung galt. Um so freudiger war meine Ueberraschung, als er am selben Abend seinen Platz an dem gleichen Tisch an meiner Seite einnahm.

Nun ereignete sich das Beinliche. Zimmer ist es mir schwer gefallen, Fremde um Gefälligkeiten zu bitten. Die wenigen Male, da es unumgänglich nötig schien, bin ich, um die Schwierigkeit rasch zu überwinden, mit meinem Ansuchen herausgeplatzt. Meiner Art hätte es also am besten entsprochen, gleich nach der Vorstellung durch den Kapitän dem Herrn zu sagen: „Herr Gesandter, hier ist ein Brief, und in dem steht, daß Sie mir eine Unterredung mit dem Präsidenten verschaffen jollen. Wollten Sie das?“ Aber dieses Verfahren erschien mir ein wenig linksüch und ungestim.

Deshalb beschloß ich, ihn erst näher kennen zu lernen und einen günstigen Augenblick abzuwarten, um seine Hilfe zu erbitten.

Das hätte ich nicht tun sollen. Denn nun lastete der Gedanke an mein Vorhaben wie ein Mühlstein auf mir. Es war mir platterdings unmöglich, eine Unterhaltung mit dem übrigens hochinteressanten, prächtigen Mann einzuleiten. Gleich einem verlegenen Schulmädchen ließ ich alle seine Worte und unterhaltenden Erzählungen an mir abgleiten. Der „günstige Augenblick“ stand zwischen uns mit dem ganzen Grauen, der ganzen Angst, die man vor einem Geständnis empfindet. Fragte er in der einen Himmelsrichtung, antwortete ich unweigerlich in der entgegengesetzten.

Das Schiff fuhr mit Vollbampf. Wir näherten uns Newyork. Der Mühlstein lastete stärker und stärker. Ich hätte es vorgezogen, in die See zu springen, als die entscheidenden Worte auszusprechen. Der Brief lag in der kleinen Tasche, welche ich immer bei mir trug. Der Brief brannte darin wie Feuer.

Endlich, am letzten Abend — nach einer aufreibenden Szene mit mir selbst, in der ich mich Feigling und dergleichen schalt — überwand ich mich dahin, den Brief abzuliefern. Der alte Herr machte verwunderte Augen. Er schien erstaunt darüber, daß ich ihm nicht früher Mitteilung gemacht hatte. Wir besprachen die Sache nun und er gab mir gute Ratschläge: Wenn es ihm glücken würde, an einem der ersten Tage mit Mr. Taft in Verbindung zu kommen, so wollte er eine Begegnung zwischen mir und dem abgehenden Präsidenten bewerkstelligen. Wenn nicht, schlug er mir vor, lieber den neuernannten Mr. Wilson aufzusuchen, der sich noch als Privatmann in Newjersey aufhielt.

Eine Woche später erhielt ich einen Brief vom Gesandten. Er habe, schrieb er mir, nunmehr die Angelegenheit überdacht und meine: Wiewohl eine Zusammenkunft mit Mr. Taft leicht arrangiert werden könne, wäre es für mich vorteilhafter, meinen Wunsch Wilson zu unterbreiten, da er ja der Mann der Zukunft sei und eine von Mr. Taft begonnene Sache, wenn sie möglicherweise nicht Mr. Wilsons Beifall fände, von vornherein als mißglückt angesehen schließe meine Einführung durch ihn bei Wilson aus.

Da stand ich nun.

Wer kannte Mr. Wilson? Wer von meinen Bekannten? Ich konnte ja nicht gut eine Anzeige folgendes Inhalts einreichen lassen: Gesucht wird ein Freund des Präsidenten Wilson. . . .

Der Zufall kam mir in Gestalt meiner Freundin, der Frau des berühmten Malers William Merritt Chase zu Hilfe. Als Pansy Chase den Grund meiner Winterreise über den Atlantic erfuhr, durchstöberte sie ihre Erinnerung nach allen Richtungen so lange, bis sie ihn, den Vermittler gefunden hatte. Besonders hochstehend in sozialer Hinsicht war er nicht, aber ein braver Bierbrauer und Restaurateur, Selbmademan und wohlhabend. Er kannte Professor Wilson ausnehmend gut, sie waren beinahe Freunde. Und er vergötterte Mrs. Chase. Er würde für sie auf einem Zwirnsaden über den Niagara schreiten.

Um 12 Uhr nachts schrieb Mrs. Chase den Brief, in dem sie mich für nächsten Morgen, 9 Uhr, beim Herrn Bierbrauer-Restaurateur anmeldete. Der Bierbrauer war nicht vor 12 Uhr zu treffen. Um zwölf war ich wieder da und wartete bis drei. Endlich wurde ich zu einem sehr brüskten Herrn geführt, der deutlich seine Meinung durchblicken ließ, es sei auf seine Geldbörse abgesehen und mich offenbar im vorhinein wissen lassen wollte, daß er nicht in der Lage sei usw.

Es war notwendig, ihm erst einen kleinen Kursus in der für viele so schweren Kunst, der Lebensart, zu erteilen. Doch er war gelehrig. Nämlich von dem Augenblick, da er Mrs. Chases Brief gelesen hatte. Leider erwies sich mein Weg und mein Warten als vergeblich. Seine Freundschaft mit dem Präsidenten Wilson war nicht so groß wie mit dem Professor Wilson. Er konnte mir die gewünschte Unterredung nicht verschaffen. Der Gedanke beunruhigte ihn jedoch erschrecklich, daß ich Pansy Chase gegenüber seinen Mangel an Savoir vivre ausplaudern könnte, und er strengte sich rechtlich an, den Mann ausfindig zu machen, der den Mut aufbrächte, mich bei dem höchsten Herrn des Landes einzuführen. Er hatte einen Einfall: In den Klub, dessen Leiter er war, kam oft eine Dame, die — so erriet ich bald — zurzeit damit beschäftigt war, die jungen Damen Wilson in die Formen und Höflichkeiten des höheren Gesellschaftslebens einzuweißen. Ja, eine von des Präsidenten Töchtern wohnte sogar bei ihr.

Dies klang schon tröstlicher. Ich erfuhr den Namen der Dame und verschaffte mir eine Einladung zu einem Zusammentreffen ein paar Tage später im Klub. Das Ziel schien mir bedeutend näher gerückt. Doch kann ich nicht behaupten, daß dieser Bittgang um eine Unterredung mich sehr belustigt hätte. Ich war es gewohnt, daß die Menschen mich suchten, ja, daß etliche es für ein kleines Erlebnis ansahen, mich kennen zu lernen. Plötzlich fühlte ich mich in ein demütigendes Achtenputtelbaflein hinabgedrückt. Aber es galt etwas für mich Wichtiges. Jedes Hindernis mußte überwunden werden. Muße.

Niemals vergesse ich jenen strahlenden Januarvormittag im Newyorker Künstlerklub, da ich zwischen den Werken mir bekannter und lieber Maler die mädchenhaft schöne Erscheinung traf, die nur zu berückend erschien, um Wirklichkeit zu sein.

Ich hatte die Empfindung, als habe ich sie aus meiner Kinderzeit gekannt, aus meinen ersten Träumen von Feen und Engeln. Mich sollte es gar nicht wundern, wenn sich irgendwo auf Erden ein überfüllter Sonderfriedhof fände mit den irdischen Ueberresten der Männer, die um ihretwillen Selbstmord begangen hatten. Nicht vor- und nicht nachher habe ich eine so schöne Frau gesehen, so wunderschön vom Scheitel bis zur Sohle. Ihre Liebenswürdigkeit war mehr als befriedigend. Sie war bereit, alles für mich zu tun. Alles. Und mehr noch! Viel mehr.

Ihre liebevoll ausgestreckten Hände waren ebenso überzeugend wie ihre Versicherungen, daß sie danach gedürstet habe, mich kennen zu lernen, daß wir Freunde werden müßten für das ganze Leben, daß . . .

Ich setzte ihr die Umstände auseinander. Sie verstand mich im Nu, wie nur Frauen einander verstehen. Selbstverständlich wollte sie mir eine Unterredung mit Mr. Wilson verschaffen. Selbstverständlich. Nur könne es einige Tage währen, da er ja überaus in Anspruch genommen sei. Aber etwas wolle sie inzwischen gleich für mich tun: mich mit Miß Wilson zusammenbringen, die zur Zeit ihr Gast war. Sie wolle sich erkundigen, wann es Miß Wilson passe, die nämlich auch — erfüllt von der Frauwahlrechtsfrage — vielerlei vorhabe. Wäre ich erst mit Miß Wilson zusammengetroffen — und daß wir uns miteinander anfreunden würden, schien für allen Zweifel erhaben — dann könne diese im Handumdrehen eine Zusammenkunft zwischen mir und ihrem Vater zustandebringen.

Die schöne Frau zeigte so viel Teilnahme für mein Herzensklagen, daß sie mich umarmte und küßte und flüsterte: „Ich will für sie ebensoviel tun, als wenn es sich um meinen eigenen Mann handeln würde.“ Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich nahe daran war, meine Perlenkette abzunehmen und sie als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit ihr um den Hals zu hängen. Aber mir blieb keine Zeit, mein Vorhaben auszuführen, denn ein paar Herren — anscheinend bestellt — kamen und ließen sich vorstellen. Die Schöne weihte sie als Freunde ein und nahm sie zu Zeugen, daß sie für mich tätig sein wolle, wie sie für ihren eigenen Mann tätig gewesen wäre.

Ich ging nach Hause und verlegte mich aufs Warten. Sie hatte versprochen, am nächsten Morgen zu telefonieren. Eine Woche verging. Sie mußte meine Telephonnummer vergessen haben. Ich schrieb an sie. Ein paar Tage später erhielt ich eine Einladung zum Tee: Miß Wilson freue sich sehr, mich kennen zu lernen.

Jener Nachmittag im Hause der entzückenden Dame verlief genau so bezaubernd, wie ich es erwartet hatte. Meine Wirtin hielt mich mit ihrer versteckt-pikanten Art der Unterhaltung unaufhörlich in Atem. Leider — dies wurde mir ein passant erzählt — war Miß Wilson plötzlich zu einer wichtigen Versammlung abgerufen worden. Sie hoffe aber dennoch, mich an einem der nächsten Tage zu sehen.

Ich fühlte mich so wohl in dem kleinen, mit aussergewöhnlichem Geschmack eingerichteten Heim, daß ich — unbedinglich, aber wahr — die Ursache meines Besuchs rein vergaß. Und als eine Stunde später ein niedliches, quungs Mädchen in Hut und Mantel hereingestürzt kam, in blitzartiger Eile vorgestellt wurde und sich wegen irgendeines Verfaumnisses entschuldigte, um sich nach fünf Minuten unter vielen höflichen Redensarten wieder zu entfernen, war ich nur froh darüber, daß die Unterbrechung nicht länger währte.

Die junge Dame war des neuen Präsidenten Tochter!

Ich hatte mir wie gewöhnlich weder den Namen noch die Physiognomie gemerkt. Meine neue Freundin versicherte mir, daß sie Tag und Nacht darüber nachsinne, wie sie mich mit Mr. Wilson bekannt machen könne, aber daß der arme Mann keinen Augenblick zu seiner Verfügung habe. Er habe auch geradezu Angst davor, Besuche zu empfangen, da sein Rechtsinn ihm verbiete, Versprechungen in irgendeiner Richtung vor seiner Inauguration zu machen. Aber wenn nicht vorher, würde ich die gewünschte Unterredung mit ihm unbedingt an einem der allerersten Tage nach dem Einzug ins „Weiße Haus“ erlangen. Natürlich war die Schöne als Gast der Familie Wilson zur Inauguration eingeladen und sollte in demselben Hotel wohnen. Sie riet mir nun, nach Washington zu fahren, um den Festlichkeiten beizuwohnen, um gleich, wenn sich die Gelegenheit ergebe, bei der Hand zu sein. In diesen dem großen Ereignis vorhergehenden Tagen sollte ich sie oft besuchen, „um Miß Wilson richtig kennen zu lernen, damit auch sie — doppelt genächt hält besser — den Präsidenten günstig für mein Vorhaben stimmen könne!“

Wahrlich, ich war in guten Händen! Ein glücklicher Stern hatte sie mir in den Weg geführt. Und ruhig — nein, in fieberhafter Unruhe wartete ich auf die Inauguration und auf die vielen Einladungen der Schönen. Sie kamen nicht.

Dafür las ich an einem jener Tage in den Blättern, daß Mrs. M. — jene Dame, der meine schwärmerische Bewunderung gegolten — den Prozeß gegen ihren Mann gewonnen und die Scheidung wegen „moral cruelty“ seinerseits durchgesetzt hatte. Ich sah ein, daß ich in Zukunft besser daran täte, minder vertrauensselig zu sein. . . .

(Weitere Artikel folgen.)

Auf der Jagd nach Präsident Wilson.

Von Karin Michaelis.

(Siehe Nr. 21821 der „Neuen Freien Presse“ vom 14. Juni.)

Zu Washington, einer der herrlichsten Städte der Welt, wurde ich in den Gesellschaftswirbel gerissen. Man macht sich im Auslande kaum einen Begriff davon, unter welchem Hochdruck ein neuer Präsidentenwechsel vor sich geht. Ich verbrachte einen Abend in einer Gesellschaft, in der sich des Präsidenten Taft Tochter befand. Ein natürliches,

junges Mädchen unter anderen natürlichen, jungen Mädchen. Aber es ward fühlbar, ganz deutlich fühlbar, daß sie schon jetzt gesellschaftlich nur noch als Tochter „des abgehenden Präsidenten“ galt.

Die Zeit verlief angenehm, doch ich verlor nicht das Ziel aus den Augen. Es fiel mir ein, daß der Weg vielleicht über das „Kapitol“ führe. Dort hielten sich ja die Herren Senatoren auf. Ich hatte eine Einführung zu einem derselben, einem Mr. Johnson. Also bestieg ich die Marmortreppen des Kapitols, um meinen Senator zu finden. Er war nicht da, aber ich bekam seine Privatadresse, schrieb ihm einen Brief und erhielt die Expresantwort, daß er sich freue, mich in seinem eigenen Heim am folgenden Morgen — halb acht Uhr — zu empfangen!

Niemand war auf. Alles befand sich in nächtlicher Unberührttheit. Der Staub ruhte sanft. Die Fensterladen waren geschlossen. Das recht schläfrige Stubenmädchen erklärte, daß Mr. Johnson noch nicht aufgestanden sei, aber bald kommen werde. Ich wartete. Schwere Tritte erklangen auf der Treppe. Herab kam ein Herr in Pyjama und Schlafrock. Galant und voll Höflichkeit bot er mir guten Morgen und entschuldigte sich wegen dieses frühen Stellbucheins, „aber seine Zeit sei von politischen Reisen so stark in Anspruch genommen, daß er sozusagen auch mit der nächtlichen Hälfte des Tages rechnen müsse. Ob ich mich nicht lieber in diesen Stuhl da setzen wolle, der sei weicher und bequemer. . . .“

Er bat mich, ihm die Sache genau auseinanderzusetzen, damit er einen klaren Ueberblick gewinnen könne. Dies tat ich. Er stellte Fragen, ich antwortete. Darauf erhebt sich Mr. Johnson zu seiner vollen Schlafrockhöhe und sagt: „Es tut mir leid, doch ich sehe jetzt, daß leider ein Mißverständnis vorliegt. Der Mr. Johnson, den Sie suchen, ist in Ohio. Er ist zur Zeit krank, und gebraucht eine Kur in Europa, aber im Verlauf von ein paar Monaten ist er hoffentlich wieder hergestellt und wird an den Kongreßverhandlungen teilnehmen können. . . .“

Worauf wir Abschied von einander nahmen — ich glaube fast, für ewig.

Da es immer deutlicher den Anschein gewann, als wäre es überaus schwierig, zu einer Unterredung mit dem Herrn Präsidenten zu gelangen, beschloß ich, es mit Frauenpolitik zu versuchen. Mrs. Woodrow Wilson war, wie ich vernahm, von tiefem Interesse für Kunst und Literatur erfüllt. Ich schrieb in meinem besten, das heißt sehr mäßigen Englisch einen Brief an die Dame und bat um eine Unterredung. Die Antwort kam von der Hand eines weiblichen Sekretärs. Mrs. Wilson bedauere, aber ihre Zeit sei allzusehr in Anspruch genommen.

Ganz Washington befand sich um diese Zeit in größter Aufregung. Die Frau des neuen Präsidenten hatte in einem Interview erklärt, daß sie es „einer Amerikanerin für unwürdig“ erachte, mehr als höchstens tausend Dollar jährlich für Kleidung auszugeben.

Wie viele von Washingtons Bürgerinnen hatten nicht mehr als diese Summe gelegentlich der Inauguration geopfert. Natürlich, wenn die erste Dame des Landes dies Tausenddollarbudget nicht nur selbst nicht überschritt, sondern jede verachtete, die es tat, mußten ganz einfach alle, insoweit Mrs. Wilson „Mrs. Präsident“ war, sich diesem Befehl unterwerfen.

Jenes dem Menschen angeborene Anpassungsvermögen bewirkte, daß die Umwandlung der Anschauungen mit der Geschwindigkeit von sieben Meilen in der Sekunde vor sich ging. Ganz Washington war alsbald der Meinung der Mrs. Wilson, daß tausend Dollar genau das Maximum dessen bedeute, was man für Kleidung benötige. Und über Nacht galt für die Kleidung der Wahlpruch: Einfachheit.

In Washington hatte ich die Bekanntschaft einer eigentümlichen Persönlichkeit gemacht, einer älteren, unverheirateten, höchst kultivierten Dame, Miß de G., die in der internationalen Kunst so bewandert war wie ein Kunsthistoriker. Sie hatte die Welt nach allen Richtungen durchreist, war Sammlerin, und ihr Haus glich vom Keller bis zum Dach halb einem Museum, halb einem Treibhaus. Miß de G. war eine Art Original. An ihr Neuheres verschwendete sie keinen Gedanken. Keine Fabrikarbeiterin in Newyork würde sich mit den Kleidern begnügen, in denen Miß de G. Europas und Asiens gekrönte Häupter besucht hatte. Das prächtigste Stück ihrer Garderobe war ein weißes oder naturfarbendes Kleid von Rohseide, nach der Mode von vor vierzig Jahren genäht, mit vielen Brustfalten, Tailleneinschnitt und eingekraushtem Kragen. Trotz dieser Schrullen erstrahlte sie eines außerordentlichen Ansehens. Es galt als Auszeichnung, bei ihr eingeführt zu werden. Miß de G. hatte so großen Gefallen an meinen Büchern gefunden, daß sie diese Liebe für meine Werke auf mich, die Verfasserin, übertrug. Ich besuchte sie oft, und jeder Besuch brachte mir außerordentlichen Genuß. Sie sammelte Bilder, Buddhastatuen, alte Möbel, Musikinstrumente wilder Volksstämme und vor allem Gegenstände aus Messing. Sie hegte für dieses Metall solche Vorliebe, daß sich keinerlei Silberzeug in ihrem Hause vorfand. Alle Eßgeräte von den Löffeln, Messern und Gabeln bis zu den Tellern und Schüsseln waren aus glänzendem Messing. Wenn ich zu ihr kam, war sie zumeist allein, da ihre Mädchen Erlaubnis bekamen, jeden Nachmittags, wenn die Sonne am Himmel stand, spazieren zu gehen: „Die jungen Kinder“, sagte sie, „haben ja alle die Sonne nötig, die der liebe Gott nur auf sie scheinen lassen will, es bleibt doch noch genug für mich alten Menschen übrig!“

Eines Tages traf ich bei ihr ein junges Mädchen, das mir als Miß Margaret vorgestellt wurde. Das junge Mädchen reichte mir lächelnd die Hand: „Wir kennen einander ja!“ Ich kannte sie zwar nicht, ließ es aber höflicherweise nicht merken. Die Diensthoten waren ausgegangen, und zusammen mit der Wirtin begaben wir uns in die Küche hinunter und machten der Tee. Es erwies sich, daß die junge Dame mit den Hausgepflogenheiten völlig vertraut war. Miß Margaret, deren Wagen vor dem Hause hielt, brachte mich nach einem vergnügt verbrachten Nachmittags heim.

Aber ich hielt mich ja in Washington nicht allein des Vergnügens halber auf. blieb mein Ziel, den Präsidenten zu sprechen, unerreichbar, so mußte ich nach Newyork zurück. Die Abreise wurde bestimmt. Zwei Tage vorher fand ein Wohltätigkeitskonzert in einem der vornehmsten Häuser Washingtons statt. Man mag sich einen Begriff von den Verhältnissen machen, wenn man vernimmt, daß dort zu einer Festschicklichkeit für eine Debütantin, einem jungen Mädchen, das in die Gesellschaft eingeführt wurde, nicht weniger als siebenhundert Gäste eingeladen worden waren.

Ich hatte zwei Billets zum Konzert und gab das eine Miß de G. Diese vortreffliche Dame besaß weder Auto noch Wagen und ging immer zu Fuß. Also spazierten wir im Sonnenschein unter blauem Himmel die ziemlich weite Strecke durch die Stadt. Unterwegs machte ich meinem Herzen Luft und erzählte, warum ich meine Tage in dieser entzückenden Stadt nicht richtig genießen könne. Miß de G. blieb stehen: „Aber warum in aller Welt, haben Sie das nicht früher gesagt? Das könnte ja längst geordnet sein. . . .“

Doch ich war zu sehr herabgestimmt, um zu erklären, daß ich diese Redensart zu oft gehört habe, um noch daran zu glauben.

Beim Konzert nahmen wir ganz hinten im Saale Platz. Die Leute murmelten, daß der Präsident mit seiner Familie in der ersten Reihe sitze. Der Gedanke brachte mich über die Maßen auf. Natürlich, hätte ich den ganzen Winter in Washington zwingen können, würde ich bestimmt Mister Wilson getroffen haben, da mein Verkehr sich damals (mein Mann bekleidete den Posten eines Geschäftsträgers in amerikanischen Diensten) so gut wie ausschließlich in diplomatischen Kreisen bewegte. Aber ich hatte keine Zeit mehr. Ich war über den Atlantischen Ozean gereist, um eine Viertelstunde mit Amerikas Präsidenten zu sprechen, und diese Viertelstunde hatte ich mir nicht verschaffen können. Der sicher liebliche Gesang klang meinem gereizten Ohren wie Hahnen-gekrähe, wenn man einschlafen will. Die Violine wie nächtliche Katzenmusik auf den Dächern. Miß de G. streichelte mitfühlend meine Hand. Nach dem Konzert wurden draußen im Wintergarten Erfrischungen serviert. Die Kellner reichten eisgekühlte Getränke. Plötzlich stellte Miß de G. das Glas auf den Tisch, sagte mich am Arm und zog mich irgendwohin. Ich glaubte, sie sei krank geworden. Ebenso plötzlich ließ sie mich wieder los, um in die Arme einer Dame von mittleren Jahren zu fallen, die lebhafteste Zeichen des Entzückens über diese Begegnung zu erkennen gab. Neben dieser Dame erblickte ich Miß Margaret. Meine alte Freundin wandte sich zu mir und stellte mich — Mrs. Wilson vor! Also Miß Margaret war des Präsidenten Tochter, jene junge Dame, die ich wirklich in Newyork getroffen, ehe ich ihr bei Miß de G. begegnet war.

Aus einer Bewegung derselben und einem aufmunternden Lächeln erkannte ich ihre liebevolle Absicht, daß ich im nächsten Augenblick das Ziel meiner Wünsche, vor dem Herrn des „Weißen Hauses“ zu stehen, erreichen sollte.

Was in mir vorging, weiß ich kaum. Nur eines weiß ich, daß ich lieber ein Paket Nähnadeln verschluckt hätte, als so dazustehen und gleichgültige Worte mit dem Herrn zu wechseln, hinter dem ich die letzten drei Monate einhergeirrt war.

Ich flüchtete geradezu nach dem Ausgang hin.

Dort wartete ich auf Miß de G., die endlich kam, höchst erstaunt über meine Aufführung. Auf dem Rückwege erzählte sie mir, sie stehe seit Jahren der Familie Wilson so nahe, daß die Tochter sie als eine Art Verwandte betrachte und daß Mrs. Wilson mehrmals versucht habe, sie zu überreden, ihr eigenes Heim abzusperrn und ihre Wohnung im „Weißen Hause“ aufzuschlagen, solange Mr. Wilson Präsident war.

Miß de G. wollte im Laufe der allernächsten Tage eine Zusammenkunft ins Werk setzen, die einleitenden Schritte hatte sie schon getan.

Aber meine Jagd auf Wilson war beendet.

Am nächsten Tage ging ich auf das Kapitol und bat um eine Unterredung mit einem der anderen mächtigen Herren. Im Laufe einer halben Stunde hatte ich erreicht, was ich wünschte.

Nicht allein das Weltmeer liegt zwischen jener Zeit und heute. Es sind seitdem dreizehn Jahre vergangen. Aber noch kann es geschehen, daß ich in Schweiß gebadet aus einem Traum erwache, in dem ich den Weltraum nach dem Präsidenten durchstürme. Und jedesmal, wenn ich nach einem solchen Traum erwache, atme ich befreit auf. Dies weiß ich — sollten er und ich einstmals in den Himmel kommen (denn es ist ja undenkbar, daß ein Präsident an dem anderen heißen Ort landet), soll er die ganze Ewigkeit und Unendlichkeit durchlaufen, bevor er mich zu sprechen bekommt.

Thurø bei Svendborg, Dänemark.